

Die Neue Welt

Nr. 28

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

Der Förster von Konradsreuth.

Roman von Nicolaus Krauss.

(Schluß.)

Gruber war in den letzten Wochen vollständig weiß geworden, der Blick war kalt und ging geradeaus, die Nase erschien ganz deutlich etwas nach links gebogen, über dem ganzen Gesichte lag es wie Erstarrung. Selbst der Schritt war schwerer geworden. Trotzdem gönnte er sich keine Ruhe. Es kam ihm vor, als müßte er Tag und Nacht seinen Wald betreuen, damit ihm nichts zustöße. Er suchte und fand Interessantes und Schönes, an dem er früher achtlos vorbeigegangen. Dem Gevirr der Jahresringe ging er an einem Stöcke mit dem Finger nach, nicht, als er an der Nordseite die Rippen eng aneinander gerückt fand, und verstand, weshalb die Ringe an der entgegengesetzten Seite wie im Bogen ausgriffen. Er sah der Kreuzotter zu, die wie aufgelöst in der Sonne lag, und beobachtete den Sandlaufkäfer und die rothflügelige Heuschrecke, die erst lustig wurden, wenn es vom Tagesgestirn herabstach wie mit Pfeilen. Wie schön war der Schmelber gebaut! Kräftig und ebenmäßig der Stengel, mit feinen, grauen Härchen besetzt, derselbe weiche Flaum auch auf den gleichmäßig eingesehten fetten Blättern, leiser Duft um das Ganze.

Sein ganzes bisheriges Leben zog an dem Förster vorüber. Wie er bei seinem Vater aufgewachsen, droben im Gebirge, in dem ewigen Schnee, der kaum während einiger Sommermonate verschwand; wie er einige Wochen in Schlagenwald im Zimbergwerk angefahren, um vom Militärdienst befreit zu sein. Und dann seine Fahrten durch die Lande! Ganz deutlich erinnerte er sich, wie damals im Westfälischen ein Bauer ihm einen frischen aus dem Ofen gekommenen Kuchen gegeben; aber der Kuchen war mit Leinöl beschmiert, er hatte keinen Bissen hinuntergebracht, das Gebäck schließlich zusammengeklappt und zwischen einen Baumzwiesel geschoben. Und wie der Bauer, der wohl zusehen, mit Geschrei und einem großen Knüttel schwingend hinter ihm hergestürzt! ... Ja, in der Pfalz war es gewesen. Mit einem Kameraden hatte er einem Weinbauer beim Fässerkaufen geholfen. Statt der erwarteten Groschen hatten sie im Keller Wein vorgelegt bekommen. Trotz der leeren Mägen hatte der prächtig geschmeckt. Freilich, als sie dann fertig waren, hatte weder der Eine noch der Andere mehr zum Lohche hinausgefunden.

Er erinnerte sich des alten Traurich, bei dem er nach seiner Heimkehr Abjunkt geworden. Was war das für ein Kauz gewesen! Bissig und geizig, ein Sonderling, der nur für sich lebte, und doch ein tüchtiger Förster. Nein, so einer hatte er nie werden wollen! ... Und jetzt?

Er wußte recht gut, wo das Alles seinen Anfang genommen. Was für ein froher, freier Mann war er noch in Langenberg gewesen, wo er das viele tausend Joch umfassende Revier unter sich hatte! Jung, gesund und kräftig, ein glücklicher Familienvater! ... Da, nach Jahren, mußte der Borgesezte kommen. Erst mit Andeutungen und leisen Zumuthungen. Dann mit einer vollendeten Thatfache. Er, der ungemeldet nicht eine dürre Stange zum Hausgebrauch verwendete, sollte viele Masten des schönsten Scheitholzes, die Sener für seine Tasche verkauft, unverrechnet lassen. Da ging er auf wie Brausepulver. Aber dem Grafen, der in Wien und Paris Stück für Stück seines Besitzes verthat, war der Verwalter, der stets Geld bereit hielt, unentbehrlich. Der Förster bekam in Gnaden seinen Abschied. Er, der, um ein ehrlicher Mann zu bleiben, selbst seine Pension in die Schanze geschlagen hatte, konnte gehen, wie ein abgelohnter Tagelöhner.

Es waren traurige Jahre gekommen; zeitweise hatte er selbst seine Familie verlassen müssen, um sich über Wasser zu halten. Endlich ward er wieder Förster, bei der Stadt. Er hatte sein Auskommen, konnte die Kinder etwas lernen lassen. Und als Jahr um Jahr verstrich, in getreuer Pflächterfüllung, hoffte er auf einen ruhigen Lebensabend.

Da wurde sein Gewissen wieder vor eine folgenreiche Entscheidung gestellt. Es ging nicht mehr um den persönlichen Vortheil eines Borgesezten, es handelte sich um mehr. Was er Zeit seines Lebens für gut und recht und zuträglich gehalten, er sollte es verweigern; wegwerfen sollte er, woran er sich so lange gehalten. Er sollte etwas vertreten, von dem er wußte, daß es zum Nachtheil der Allgemeinheit ausgeschlagen würde. Und er wußte recht gut, weshalb man gerade ihn vor diese Entscheidung gestellt, weshalb man bei ihm den ersten Versuch unternommen. Er war alt, würde sich also, schon um seine Stelle zu behalten, nicht viel rühren können; so dachte man. Und hatte man erst einen Förster unter, dann duckten sich die anderen schon von selbst.

... Ja — Gruber erröthete, als er sich dieses Eingeständniß machen mußte — die Sorge um seine Existenz hatte doch bei seinem Verhalten ein Wort mit gesprochen. Er hätte noch schroffer auftreten können, hätte, wie er es auch anfangs gewollt, sich an die Gemeinde wenden können, und es hätte sicher ein Loch gerissen. ... Ja ... aber! ...

... Und das ... jetzt ... war ja nur der Anfang! Ehe der Sommer ging, würden sie sicher mit dem Hopsenflangenhauer über ihn kommen. ... Wie sollte da ein geschlossener Hochwald werden, wenn sie schon das Stangenholz ausraubten? ...

Und dann im Winter! ... Sie brauchten Lang- und Schmittholz für die städtischen Bauten! ... Schon aus Bosheit und, um seine Macht zu zeigen, würde dieser Walz alles Nöthige in Konradsreuth anweisen ...

... Wenn er jünger gewesen wäre! Nur zehn Jahre! ... Oder wenn er wenigstens nicht diese zweite Ehe eingegangen wäre! ...

Gruber's Lieblingsplatz war in dieser Zeit der Grünhau. Die wenigen, wie Säulen eines Domes aufragenden Tannen waren die ältesten Bäume im Revier. Der Specht hatte die Bäume zerklopft, mancher Ast war dürr, von anderen hingen lauge, graue Flechten. Aber unter den Niesen wiperte saftiges, dichtes Jungholz, aus dem man jedes Jahr die Weihnachtsbäume für die halbe Stadt schnitt; und das hatte die Alten wohl auch so lange vor dem Schlegeisen gerettet. Unter Farrenkraut hervor gluckte eine kleine, immer helle Quelle; wie ein leiser Hauch stieg es von ihr auf und von den rinnenden Wasseradern, daß eine angenehme Kühle selbst am Mittage unter den alten Kronen zog.

Vorn beim Hau stand zwischen zwei kerngehunden Bäumen ein alter Stock; hellgrünes, dünnschichtiges Moos bedeckte ihn auf der einen Seite, die andere Hälfte war noch hart, die Jahresringe hier noch deutlich sichtbar. Auf diesem Stöcke saß Gruber ganze Stunden des Nachmittags und sah mit starren Augen nach dem Kaiserwald hinüber, dessen von blauem Duft umwobenes Massiv sich wie ein Ungethüm über all die Forste und Höhen hob. Und sein ganzes vergangenes Leben stand wieder und wieder vor ihm; die Sorgen des Alltags, sie meldeten sich; die Zukunft drohte. Er fühlte, daß etwas Jermalendes an ihn heran kam, er zermarterte sein Hirn, aber er fand nicht, wie er ihm entkommen sollte. Wehmuth faßte ihn und Mitleid mit sich selbst. Und dann schämte er sich wieder, wie er, der Mann der Arbeit, zu einem muthlosen Sünierer werden konnte. Er hatte bei der Stadt nicht um einen neuen Abjunkt angefocht, trotzdem ihm der Dienst immer schwerer wurde. Auf den ersten Blick mußte ja der sehen, wie es um ihn, den Förster, stünde. Und er würde ihn verlassen ... Nein, nur das nicht! ... Lieber ...

Mitte August war das Schwarzholz auch von den Stöcken gerodet. Der Verkauf der Parzelle wurde ausgeschrieben. Der Kleinbauer Strunz war schon Tage vorher wie im Fieber, lief zum Bürgermeister, zu den Stadträthen, ließ Geld von den gefährlichsten Krawattenmachern und Halsabschneidern. Aber die Neureuther Großbauern hielten zusammen und erkauften das Stück im Ganzen, um es unter sich zu theilen.

Als er sah, daß Alles zu Ende war, brach der Kleinbauer inmitten der vielen Menschen in ein wüthendes Geschimpfe aus. Er fuhr den Förster an. Der antwortete ruhig:

„Ich habe es Ihnen schon damals gesagt, als Sie mich heraus rufen ließen und durchaus zu den Jagdgärten wollten: Wenn Sie etwas von der Stadt haben wollen, wenden Sie sich an die Stadtherren! Fertig!“

Die Umstehenden nickten. Strauß fuhr mit dem Oberkörper zurück, sein Blick ward tödtlich.

„So?! ... Alsdann, dann werd' halt ich das Maul aufstun ... Und dann wollen wir sehen, ob das dem Förster auch recht ist.“

Er schüttelte die Faust und wandte sich. Noch auf fünfzig Schritte hörte man sein Schimpfen ...

Als Gruber am Samstag das Stadthaus, wo er, wie jede Woche Rechnung gelegt hatte, verließ, zog ihn der Förster Frenzel, ein kleiner, immer lustiger Dickack am Aermel. Gruber sah ihn fragend an.

„Was künfft D' denn so? ... Du wirst doch noch heimkommen zu Deinem Wald!“

Gruber antwortete nicht. Ueber das ganze breite Gesicht lächelnd, fuhr der Andere fort:

„Na, wie viel Stammeln hast D' noch in Deinem Revier?“

„Gang, um alle Waldbräuer darau anzuhängen!“

Der Lustige war von dem Ausbruch im ersten Augenblick ganz verblüfft. Dann hob er seinen Arm unter den Gruber's.

„So! ... Na ja! ... So sei doch g'scheit! ... Ich weiß ja! ... Uns geht es noch Allen so! ...“

„Und Ihr rührt Euch nicht? ...“

Frenzel lachte schon wieder.

„Hast Du schon einmal einen Hasen, dem Du ein's nachbremit hast, gefragt, ob das ihm angethan ist?“

„Hasen! ... Hasen! ... Das gehört doch nicht hieher! ...“

„Na ... der Stärkere hat's Recht! ... Und wir ... wir haben das Anweiselb ...“

„Bon dem man in der Stadt Häuser bauen kann!“

„Wohl, wohl! ... Auch nicht zu verachten! ...“

„Pst! Teufel!“

Frenzel wollte beleidigt thun, besann sich aber. Es war ja nur der Gruber ... den kannte man ja! Er zog den Arm schärfer an und sagte zuiratsch:

„Geh, Gruber, was hast D' denn mir? ... Schon, ärgern thut es ja einem ... Aber kann man es denn ändern? ... Ich glaub' alleweil, Du hängt noch etwas von Deiner Jugend her an!“

„Ich glaub' schon, daß Dein Vater nach der Weise gewirthschaftet hat, wie Du es noch halten willst ...“

„Aber Dein Vater war ein kaiserlicher Förster; der Fiskus war damals noch reich, schwer reich ...“

„Aber in den letzten fünfzig Jahren hat sich halt Vieles geändert — Alles! ... Wo Du jetzt häuslich, ist Alles Veröde. Und der soll noch was etwas abwerfen. Und je mehr, desto besser.“

„Wer nur den Bestand' erhält, tangt nichts und kann nichts ... So wird jetzt auch der Wald bewirthschaftet. Ich weiß ja nicht, ob es das Richtige ist — glauben thue ich es nicht — aber ... geh' hin, wenn Du keinen Stocken hast! ...“

„Sie waren an den Fogen des Rathhaujes gekommen. Gruber zog seinen Arm fest.“

„Gehst Du nicht mit auf einen Pfiff Wein?“

„Nein, ich danke ... Ich hab' keinen Appetit!“

„Aber den Kheiff ja der Wein! ... Nein? ...“

„Na, dann abje! ... Grüß Deine Frau schon!“

„Nach was ... Mein Großer heirathet nächstens ...“

„Eine Bürgerstochter ... Sie kriegt was mit! Und wenn er dann meine Stelle bekommt — es ist ja gut wie früher — dann geh' ich in Pension ...“

„Recht D' Gruber, sei g'scheit und th' auch!“

Gruber verschwand in dem hinteren Rathhausgang, der Lustige pöppelte kerkelstergelübt der Weinstube zu.

Als Gruber in das angefaulie Ende des über den Dach gelegten Stalles trat, schaukte und be-

merkte, daß der nach Halt suchende Stod unruhig hin und her fuhr, kam ihm die Wuth. Er brach das Rohr des Sonntagsstodes in freier Hand, warf die Stücke in das Wasser und ging mit festen, sicheren Schritten über den schmalen Baumstamm. Drüben freilich kam sofort wieder die Schläftheit. Jetzt merkte er, daß er alt war. Diese müden Knochen, kaum noch zu erschleppen!

... War es denn möglich? ... Ihn, den Förster Gruber, beschuldigte man des Diebstahls! ... Ihn, der auf rechtmäßige Einnahmen verzichtet hatte, um seinen Wald zu retten! ... Der arm geblieben war wie seine Holzhauer, während die Andern einen guten Tag lebten und wohlhabend wurden. Einer nach dem Andern! ... Der von einer guten Stelle fortgegangen war, weil ... Oh!

... Deshalb also hatte er ein langes Leben hindurch gestrebt, gearbeitet, gearbeitet und sich gemüht, um jetzt mit Schande bedeckt in die Grube zu fahren? ... Er, der Jeden verachtete, der nicht vollwichtig war nach seinem Sinne! ... Die Schmach, die Schande! ... Ihm Das anzuthun! ... Schon daß man eine Untersuchung anstellte, war ja der Beweis, daß man ihm so was auch zutraute! ... Ihn, den man so lange kannte, den man so oft wegen seiner peinlichen Nebligkeit verspottet hatte!

... Wie ein Kanfener würde es durch's Land gehen: der alte Gruber, der Förster von Konradsrentsch, hat gestohlen! ... Alles hat man schon raus! ... Nächstens wird er eingesperrt!

Unter dem alten, schiefen Kreuz mußte Gruber stehen bleiben; am liebsten hätte er sich niedergelegt. „Seit wann habe ich denn Althma?“ dachte er und fühlte nach der Brust, wo es lag wie ein Stein, so schwer. Er versuchte einen Schrei: nur ein Mädeln kam herauf.

Langsam stieg er aufwärts. Ein mühseliges Schleppen war es. Der Stoff war auf die Brust gesunken, kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er dachte an den Stod und hätte ihn jetzt gern wieder gehabt. Wie eine Ewigkeit lang erschien ihm der Weg.

Endlich war er oben. Aus der Scheune drangen die tafelmäßigen Schläge zweier Drescher. Wieder verzog er. Er athmete tief und suchte sich mit einer ungeheuren Willensanstrengung zu beruhigen. Mit den Fingern griff er tastend über das Gesicht, kniff die Lider zusammen und suchte nach einem recht gleichgültigen Blick. Dann richtete er sich auf, es gelang ...

Es war aus! ... Alles! ... Aber man sollte ihm nichts ansehen! ... Nur das nicht! ... Man sollte nicht sagen, daß er ...

Mit seinem gewohnten Schritt umging er das Gehöft. Im Hofe begegnete ihm nur die Kofel. Ohne auch nur die Dienstmütze abzunehmen und sich den Schweiß abzuwischen, ging er nach dem Neben-zimmer, wählte mit sicherer Hand den Kugelhutzen und stand im nächsten Augenblick wieder unter dem Hoftür. Diesmal hatte ihn Niemand gesehen, das Scheunenthor war angelehnt; wie ein Lachen kam es über ihn. Da sprang ihm der Dackel nach. Er gab ihm einen Tritt, daß der Hund sich in der Luft überstülpte. Traurig und vortwursvoll sah ihn das Thier an, er achtete nicht darauf. Was ihm sonst als Rohheit erschienen wäre, und was er nie gekannt hätte, heute hatte er kein Auge und kein Gefühl dafür.

Am Waldbrand sah sich Gruber noch einmal um. Wie ein Jodell lag Konradsrentsch in der hellen, warmen Augustsonne vor ihm: die einzelnen, baumumflandenen Häuser mit den kleinen Gärten, zwischen ihnen die schmalen Felder, die Krautbeete, die sah wie grüne Striche durch die mattgelben Stoppeln zogen. Die alten Schindelbächer des Forsthauses erlangten grau wie splittiger Schiefer, dem J hob sich die weißgestrichene Giebelwand von dem Grün der Erde. Und nicht ein Hühnerchrei störte die Stille.

Mit einem Blick umfaßte der Förster diesen stillen Frieden, der sein gewesen war all die Jahre hindurch, langsam sank das Haupt; dann gab er sich einen Ruck und verschwand unter den Stämmen ...

Die Försterin und der junge Frank, den sie sich

für einen Tag von seinem Vater ausgelesen, hatte das „letzte Stroh“ heruntergedroschen; ein neues aufzulegen, war es bereits zu spät, man wäre nicht mehr fertig geworden.

„Ist der Herr schon da?“ fragte Bene, aus der Scheune tretend, die Kofel.

„Schon seit einer Stunde! ... Ich hab' ihn aber seitdem nicht mehr gesehen. Vielleicht ist er im Nebenzimmer.“

Bene ging in's Haus. Nach einer Weile erschienen sie wieder in der Thür, die Angst schaute ihm aus dem Gesicht.

„Gruber! ... Gruber! ...“

Es blieb Alles still.

Sie stürzte in's Haus zurück ... Das war nicht möglich! ... Noch einmal wurde die Kofel ausgefragt. Ja, sie hatte ihn gesehen, als er an der Stadt kam ... Sicher und heilig! ... Nein, aufgefallen war ihr nichts ... Halt! ... Ja ... Keinen Stod hatte er ...

„Gruber! ... Gruber! ...“

Bene mußte sich setzen. Im nächsten Augenblick stand sie schon wieder auf den Füßen. Nein, er mußte im Hause sein, wenn er gekommen war. In seinem neuen Anzug ging er nie in den Wald. Die beiden Händen warf sie die Kleider aus dem Schrank, der Anzug fand sich nicht. Die Thränen schossen ihr in die Augen, die ganze Stube drehte sich um ihr ... Was war denn das? Was war denn das? ...

„Gruber! ... Gruber! ...“

Sie sprang die Stiege hinauf, durchsuchte das leere Abzinken-Zimmer, die Kammer der Magd, die Stiefelstube und das fensterlose Gelaß, das man die „Gummel“ nannte — nichts!

In der Scheune konnte er nicht sein; Holzkammer und Schuppen waren bald abgesehen — nichts! Sie ging wieder in's Haus. Vielleicht hatte er doch etwas hinterlassen, ein paar Zeilen oder ein Andeutung wenigstens, auf dem Tisch oder in den Kästen mit den vielen Fächern ... Sie suchte um suchte — nichts! Da fiel ihr Blick auf den Gewehrschrank. Etwas schien nicht in Ordnung zu sein. Sie sah näher zu, es fehlte eine Mütze.

„Der Kugelhutzen!“

Wie ein Schlag traf es sie vor den Kopf.

Der Kugelhutzen! ... Den er nur nahm, wenn er sich um ein Stück Hochwild handelte ... Aber jetzt um diese Zeit! ...

Mit einem gellenden Aufschrei brach sie zusammen.

Als die Kofel und der junge Holzhauer herbeiliefen, war sie schon wieder auf. Sie wischte die Thränen fort, aber sie kamen immer wieder. Sie suchten sie zu trösten.

„Geh' nur nach Hause, Toni,“ sagte sie schluchzend zu dem jungen Frank. „Es ist ja nichts ... Ich weiß selber nicht, was mir auf einmal angekommen ist ...“

„Geh' nur nach Hause! ... Und der Vater soll morgen einmal rüber kommen ... Ich laß ihn bitten ... Ja? ...“

Im Hofe lockte sie den Hund.

„Dackel! ... Dackel! ... Geh! ... Kommi!“

Das Herrle suchte! ... Kommi, mein Hund! ... Kommi!“

Der Dackel nahm die Witterung auf und sprang kläffend vorans. Hinter ihm her lief die Bene, wie sie aus der Scheune gekommen.

Im Bauernholz kam ihr der Hüttbub entgegen, gravitätisch mangelte er hinter seinen Rücken das und piff sich eins.

„Hast D' den Förster nicht gesehen?“

„Ja ... Freilich! Auf dem Grünhan ist er!“

„Da, nimm den Hund mit!“

Sie sah den Dackel zornig an und trieb ihn zurück. Der Hund gehorchte ...

Sie lief, sprang, schlug sich durch die Dickichte. Hinter den letzten Büschen blieb sie stehen. Da Herz schlug ihr bis zum Hals herauf. Sie bohrte einen Ast zurück, da sah sie ihn: sein verfallene Gesicht, den in's Weite gehenden starren Blick. Mit ein paar Sägen war sie über den Weg um den Grasstreifen und stürzte ihm zu Füßen, während sie dem an einem Baume lehrenden Gewehr einen Stoß verfehte, daß es weggeschleudert zu Boden fiel.

„Georg! ... Georg! ...“

Er versuchte sich zu erheben, sie umschlang ihn mit beiden Armen; ihre Thränen kamen stromweise. „Mir wolltest Du das antun? ... Georg! ...“

Sie sah ihm in die Augen, wie gefroren erschienen sie.

„Mir? ... Deinem Weibe? ...“

Wieder versuchte er, sich zu erheben; dann sagte er, seine Stimme klang, als wäre sie zersprungen: „Du sprichst mit einem Dieb!“

Mit aufgerissenen Augen starrte sie ihn an.

„Du? ... Der Förster Gruber? ... Mein Mann? ...“

Sie schrie es in herzerreißender Angst.

„Mit Einem, der gestohlen hat! ...“

Sie drückte den Kopf an seine Brust, zwischen Schluchzen kam es hervor, fast gellend: „Du ... geh, Du willst mich nur schrecken? ... Es ist nicht wahr? ... Du willst mich strafen? ... Ja? ... Du verstellst Dich mir! ... Geh, sag' ja! ... So laß' doch! ... Ja? ... Ich zupf' Dich am Schnurrbart! ...“

Sie sah von unten hinauf; keine Muskel in seinem Gesichte rührte sich.

„Du bist wirklich böse? ... Magst mich nicht mehr? ... Weil ich zu verschlossen bin? ... Weil ich nicht so bin, wie die Andern? ...“

„Was hast Du bei Blank's Mutter zu thun? ...“

Er spürte, wie ihr Körper wie von einem Stoße erbebt. Sie faßte sein Haupt mit beiden Händen und zog es herab. Und mit heißer, heißerer Stimme flüsterte sie:

„Ich war ihm gut ... ja! ... Du hast meine ganze Jugend nicht gekannt ... Alle haben mich getreten, gestoßen ... Da wird man selbst hart ... Man versteht ... Dann hast Du mich zum Weibe genommen ... Mein Herz hab' ich Dir entgegengetragen — Dir war Dein Wald lieber ... Und dann, als der Streit kam ... Ich hab' nicht mehr gewußt, was ich denken soll! ... Die Weiber der Holzhauser hab' ich beneidet! ... Nicht mehr ansehender hast Du mich! ... Und er war so gut! ... Geholfen hat er mir, wo er nur konnte ... Ja, ich bekenne es, vor Dir und den Menschen: ich bin schuldig! ...“

Sie verstummte und athmete tief; dann fuhr sie fort:

„Vorzuwerfen hab' ich mir nichts ... Als ich merkte, wie es um mich stand, hab' ich ihn hinausgejagt! ... Es war eine Lüge, was wir Dir vorgemacht haben ... Er wollte nicht fortgehen ... Ich hab' ihn dazu gezwungen! ... Er hat auch eine neue Stelle ... Seine Mutter ist todkrank ... und so arm! ... Ich habe ihr nicht viel gegeben ... und ihn nicht wiedergesehen ... will ihn nicht sehen ...“

„Einger schniegte sie sich an ihn. Da fühlte sie, wie seine Hand ihr langsam über den Scheitel glitt. Lange schwiegen Beide. In den Wipfeln der Tannen sang es leise.

„Du verzeihst mir? ...“

„Ich? ... Der Ehrlose? ...“

Ihr Kummer war wie verfliegen; ihre Augen glitzten, als sie fragte:

„Wer sagt das?“

„Die ... drinnen in der Stadt ...“

„Wer?“

„Der Walz ... eine Anzeige ist gemacht worden. Woos soll verkauft worden sein und nicht angekauft ... Die Untersuchung ist eingeleitet ...“

„Woos? ... An wen? ...“

„An den Schmied in Schöbau ... Es sollen damit die Stiefe! bezahlt worden sein dieses ... dieses Schnabl ...“

Lene fuhr auf.

„Das ist gelogen! ... Die Junge soll Dem danken, der so etwas aufgebracht hat! ... Die Mittung des Schmieders ist in meinen Händen ... Ich hab' ihm das Geld hingegeben, von dem Gehalt es abzutun. Der Fabrikant war ja zu dumm! ... Weißt Du das nicht? ...“

Gruber sah sie zweifelnd an, wie sie da vor ihm stand, roth vor Entrüstung und Erregung; in seine Augen kam etwas Leben.

„Bedanken hätten sie sich bei Dir müssen, die!

... Sie hätten ja noch den Arbeiter bezahlen können, der das nichtsmütige Wassermoos herausfischte und wegschaffte! ... So hat es ihnen der Schuster umsonst gethan! ... Weißt Du, wie ich mit dem Walz umgegangen wär? ... Vor die Fische hatt' ich ihm gespuckt und ausgelacht hatt' ich ihn, den boshaften Gesel! ... Gruber, Mann, Förster! ... Und dadurch hast Du Dich einschüchtern lassen! ... Deshalb wolltest Du ...“

„Aber die Schande! ... Die Stadt erfährt's, und im ganzen Lande redet man davon ... Wenn mir Einer weh thun will, wird er sagen: Na, in Untersuchung war er doch! ...“

„Nichts wird man sagen! ... Gar nichts! ... Morgen geh' ich in die Stadt und borg' mir den Forstmeister aus. Und zum Bürgermeister geh' ich! ... Und Hans will ich heißen, wenn sie Dich wirklich in Untersuchung ziehen ... Willst Du?“

„Wenn Du meinst ...“

Er faßte nach ihrer Hand. Da riß sie ihn empor und weinte sich aus an seiner Brust ...

„Bis D' mir noch ein bißl gut? ...“

Er streichelte ihr das Haar.

„... ein bißl gut? ... Ja? ... Bin ja nur eine Bauernseel! ... Der Wald ist schön ... Aber wenn Du auch nicht mehr Förster wärst ... der Gruber bist Du ... mein Mann! ... Und ich will Dich halten ... wie ich es mir versprochen ... an unserem Hochzeitstage ... Bist Du mir gut? ...“

Er nickte.

„Und an die Blicke denkst Du nicht mehr? ... Me mehr? ...“

„Nein! ...“

Sie schlang den Arm um seinen Hals.

„Schau, wie schön! ...“

Vor ihnen lag der Hau, stumm standen die Kiefernbüsche, als läuße jede Nadel der Nacht entgegen. Hoch über sie hob sich eine alte starke Föhre, in ihrer breiten, gesunden Krone leuchte die sinkende Sonne.

Lene wies mit der Hand nach dem Banne.

„Das bist Du! ... Und ich Deine Sonne! ... Wo Mann und Weib zusammenstehn, kein Teufel kann's dermachen! ...“

Ende.

Das geistige und seelische Niveau der Papageien.
Von Curt Grottel.

Was unter den Säugethieren die Affen sind, das sind unter den Vögeln die Papageien. Sie erscheinen uns Beide, die Affen wie die Papageien, als geistig und moralisch zurückgebliebene Wesen, wenn wir sie mit dem Menschen selbst vergleichen. Allen Respekt vor dem Herrn der Erde! Gewiß, er überragt beide Tiergruppen in seiner Bildungsfähigkeit, in seiner Vernunft und Unvernunft, in seiner Moral und Immoral um ein Bedeutendes. Und ihm gegenüber erscheint das Thier und Treiben der Affen und der Papageien nur als mechanische Nachäffung des menschlichen Gebahrens. Aber Thiere, die ein solch' seltsames schauspielerisches Talent haben, müssen geistig schon dadurch auf einer sehr hohen Stufe stehen. Sie müssen eine scharfe Auffassungsgabe für Alles haben, was um sie her vorgeht, und sie müssen ein gutes Gedächtniß besitzen, um Alles, was sie gesehen oder gehört haben, wiedergeben zu können. Allein mit diesem schauspielerischen Talent ist die geistige Kapazität der Affen wie der Papageien keineswegs erschöpft. Darwin hat durch eine Fülle von Beispielen dargelegt, daß in den Affen alle Arten geistiger und moralischer Fähigkeiten, die beim Menschen so hoch entwickelt sind, zum Mindesten im Keime, wenn nicht zuweilen in ganz verblühender Deutlichkeit vorhanden sind. So hat man sich denn daran gewöhnt, im Affen ein sehr verständiges, in seinem Intellekt etwa dem kleinen Kinde vergleichbares Wesen zu erblicken. Die Papageien gelten dagegen meist noch als bloße Nach-

plapperer von Geräuschen und menschlichen Lauten, man will ihnen nur eine Gabe mechanischen Nachsprechens anerkennen, traut ihnen jedoch nicht zu, daß sie auch Begriffe mit dem Gesprochenen verbinden. Und doch stimmen wohl Alle, die längere Zeit Papageien beobachtet oder gepflegt haben, darin überein, daß diese Vögel geistig den Affen ebenbürtig sind. Die letzteren können uns zwar, da sie dem Menschen körperlich nahe stehen und ihm gleichartig gebaut sind, ihre Gemüthsbewegungen durch Gebärden leichter begreiflich machen, als die uns verhältnißmäßig fremden Vögel. Dafür besitzen diese aber die wunderbare Begabung, menschliche Worte nachzuahmen. Die Sprache ist das ausgezeichnetste Mittel zur Verständigung, und darum finden Viele den Verkehr mit Papageien unterhaltender, abwechslungsreicher und ergebnisreicher als den mit Affen.

Trotz der großen Verschiedenheit im Körperbau haben die Papageien doch manche Eigenthümlichkeit, die sie den nächsten Verwandten des Menschen, den Affen, ähnlich machen. Sie sind gleich diesen vorwiegend Baumthiere. Als solche müssen sie, um sich an Zweigen festhalten zu können, besondere Klammerborrichtungen haben. Was bei den Affen der gegenüberstellbare Daumen oder der Winkelschwanz ist, das wird bei den Papageien durch die Stellung der Beine und den Schnabel ersetzt. Die vier Beine bilden zwei Paare, die wie Zangen den Ast umspannen und umfassen können. Auch der äußerst kräftige und eigenartig gebogene Schnabel wird zum Festhalten an Zweigen benutzt. Ein Thier, das in den reichverzweigten Baumkronen lebt und, um sich der Knospen, Früchte und Rinde der Zweige zu bemächtigen, die mannigfachsten, waghalsigsten Seiltänzerkunststücke ausführen muß, konnte nicht leicht zu viel Klammerorgane besitzen. So haben denn die Affen außer den Händen auch die hinteren Gliedmaßen, und einige von ihnen auch noch den Schwanz, im Ganzen also fünf Glieder zur Kletterwerkzeuge ausgebildet. Die Papageien haben wegen ihrer Flugsichtigkeit keinen Absatz von einem Baume zu befürchten, trotzdem ist bei ihnen außer ihren beiden Klüften auch noch der Schnabel zum Klammer- und Kletterorgan umgewandelt worden. Die Klüfte bekommen durch diese Verwendung eine handartige Beweglichkeit. Wie die Affen mit ihren Füßen mit Leichtigkeit Zweige umspannen, Früchte abpflücken und festhalten können, so wird auch der Fuß der Papageien insofern als Hand gebraucht, als die Thiere mit ihm ihre Nahrung festhalten, um von dieser abzubeißen. Ganz wie bei den Affen und den Menschen werden also die Gliedmaßen beim Essen verwendet. Zwar halten auch andere Thiere, z. B. Hunde, Meisen, ihre Nahrung beim Fressen mit den vorderen oder hinteren Gliedmaßen fest, aber sie führen sie nicht in der Weise zum Munde, wie es bei den Papageien und den Vierfüßlern der Fall ist. Der Schnabel ist bei den Papageien so eigenartig gestaltet, daß er als das hauptsächlichste Unterscheidungsmerkmal gegenüber anderen Vögeln angesehen werden kann; er ist mehr hoch als lang, außerordentlich stark und eigentümlich gebogen. Dabei sind die Kiefer nur sehr lose an dem Schädel befestigt, so daß sie eine ungewöhnliche Beweglichkeit besitzen. Der Schnabel ist den modernen Werkzeugen zu vergleichen, die Alles in Allem sind: Zange, Messer, Hufknacker, Fruchtschäler, höchstens mit dem Unterschied, daß diese Alleskömmer von Fabrikaten weder als Zange, noch als Messer, Hufknacker usw. etwas taugen, während der Papageienschnabel ein für viele Zwecke verwendbares ausgezeichnetes Organ ist.

Ein so bewegliches, vielseitiges Organ kommt nun den Papageien beim Nachahmen von Lauten sehr zu statten. Sie können zu diesem Zwecke nicht die Lippen und die Zähne als Gehilfen der Sprache heranziehen, wie der Mensch, aber der Schnabel giebt der aus der Kehle dringenden Stimme doch verschiedene Klangfarben. Vor Allem aber ist es die Zunge, der die Thiere ihren reichen Lautschatz verdanken. Die meisten Papageien können eine Linnenge von Lauten nachahmen, sie singen die Lieder anderer Vögel täuschend ähnlich nach, sie können das Geschrei der verschiedensten Thiere, das Knarren von Thüren,

überhaupt die mannigfaltigsten Geräusche wiederholen. Aber die begabtesten unter diesen Vögeln können auch menschliche Worte — man muß bedenken, daß jedes Wort aus mehreren Lauten besteht — außerordentlich deutlich hervorbringen. Manche von ihnen verfügen über einen sehr reichen Wortschatz, sie leisten geradzu Erstauuliches im Sprechen. Es ist natürlich schwer, immer zu unterscheiden, wie weit diese Vögel bloß mechanisch nachplappern oder wie weit sie ein Verständnis der von ihnen nachgesagten Wörter besitzen. Man kann leicht die Fähigkeit der Papageien unterschätzen, man kann sie natürlich auch überschätzen. Am besten ist es, die einzelnen Seiten ihres Geistes sich zu vergegenwärtigen und sie mit den geistigen Eigenschaften des Kindes, des Wilden, des gewöhnlichen, im Denken nicht geübten Menschen und des Mannes zu vergleichen, der alle Begriffe bewußt zergliedert und durch Nachdenken neue Begriffe, neue Ideen schafft.

Die Voraussetzung für alle geistige Fähigkeit ist der Besitz von Sinnesorganen. Thiere, bei denen diese gut ausgebildet sind, stehen an und für sich auf einer ganz niederen Stufe. Bei den Papageien sind alle Sinne gleichmäßig, ähnlich wie bei den höheren Säugethieren, entwickelt. Gehör, Gesicht, Geruch sind scharf, wie bei den meisten Vögeln. Das Gefühl ist normal, der Geschmack aber ist außerordentlich entwicklungsfähig. Denn die gezähmten Papageien gewöhnen sich an allerlei Kost, die der Mensch genießt. Zwar verjähmt der zahme Papagei die wohlriechendsten Früchte nicht, von denen er in der Wildnis lebt, aber von den Körnern mag er nicht mehr viel wissen, wenn er einmal an die menschliche Nahrung oder gar an Leckereien gewöhnt ist. Kaffee zu trinken ist ihm fast ein Bedürfnis, ja er weigert sich keineswegs, Bier und andere geistige Getränke zu sich zu nehmen, und obwohl er dadurch selbstverständlich herabgesetzt wird und sich wohl nach dem Rausch auch ein Augenjammer einstellt, so läßt er sich doch dadurch ebenso wenig wie der Mensch zurückhalten, auch weiterhin einen guten Trunk zu thun.

Den niederen Thieren, die Sinnesorgane besitzen, fehlt doch gänzlich die Fähigkeit, die Eindrücke, die ihnen durch ihre Organe von der Außenwelt zugeführt werden, irgendwie zu verarbeiten. Die Bewegungen, mit denen sie auf jeden äußeren Eindruck reagieren, sind reflektorisch, das heißt, rein mechanisch, sie kommen ihnen garnicht zum Bewußtsein. Wenn uns irgend ein Gegenstand nahe vor's Auge kommt, so schlagen wir unwillkürlich das Lid nieder, ohne aus dessen Bewußt zu werden. Solche reflektorischen, unbewußten Handlungen kommen wie beim Menschen natürlich auch bei den Papageien vor, aber sie verstehen keineswegs das Scherchenpiel und die Sprachbegabung dieser Thiere. Ein Papagei weiß recht gut, zu welcher Tageszeit er „Guten Morgen“ oder „Guten Abend“ sagen soll, aber wenn es ihm nicht paßt, wenn er schlechter Laune ist oder ein Fremder sich in seiner Nähe befindet, so sagt er den gewohnten Gruß überhaupt nicht. Er ist vollständig Herr seiner Rede, wenn ihm auch nur zu oft der Mund überläuft.

Etwas höher als die reflektorischen Handlungen stehen die instinktiven. Auch diese sind unbewußt, doch sind sie wahrscheinlich mit Gefühlen verbunden, die ja auch geistiger Natur sind. Ein Papagei tritt im Herbst seine Reise nach dem Süden an, wahrscheinlich von einem dunklen Gefühl getrieben, das ihm keine Ruhe läßt. Das Gefühl reizt und nötigt ihn zu einer entsprechenden Handlung, ähnlich wie der Hunger anzuhalten und daß sie heilen, sind echte instinktive Handlungen. Aber die Papageien besitzen sonst keine besonderen Instinkte, und Wesen, die über einen regen Verstand verfügen: Hunde, Affen, Menschen, sind immer arm an instinktiven Instinkten.

Es bleibt uns denn nichts übrig, als alle die verschiedenen Leistungen der Papageien als Ausfluß einer bewußten Geistesfähigkeit anzusehen. Alle äußeren Eindrücke, die der Papagei ausströmt, gelangen zu seinem Bewußtsein. Er muß sich offenbar ein deutliches Bild von jedem Gegenstande machen. Denn er besitzt ein großes Unterscheidungsvermögen

für Dinge und Personen. Ein gezähmter Papagei kennt alle Gegenstände, er kennt alle Mitglieder des Hauses persönlich und er lernt sogar die regelmäßigen Besucher kennen. Das sieht man schon daran, daß er für gewisse von diesen eine Sympathie hegt, und gegen andere eine tiefe Abneigung bezeigt, die er nie überwinden kann. Aber er nennt auch die einzelnen Personen beim Namen und sagt Jedem eventuell Worte vor, die er von ihm gelernt oder bei ihm gehört hat. Auch darin, daß das Thier eine Menge von Lauten nachahmen kann, zeigt sich ein außerordentliches Unterscheidungsvermögen. Andere Thiere können zwar auch durch Dressur so weit gebracht werden, daß sie eine Menge von menschlichen Befehlen auf's Wort ausführen, also eine größere Anzahl von Wörtern unterscheiden können. Aber der Papagei kann diese Wörter selbst wiederholen, er wird sich also der genauesten Unterschiede in den Buchstaben, Lauten und Silben der Wörter, in der Wortfolge der Sätze bewußt. Nicht als ob er deshalb eine philologische Bildung bekäme, auch nur irgend eine Ahnung von Satzbau, von Grammatik sich dadurch erwürbe, aber er muß doch, um alle Laute und Wörter wiederholen zu können, sie in ihrer Eigenart und in ihrer Verschiedenheit untereinander würdigen können. So sagt auch ein Kind, das Sprechen lernt, alle Wörter meist etwas verstimmt nach, ohne zunächst den Sinn derselben zu begreifen. Es unterscheidet ganz genau die einzelnen Laute, Wörter und Sätze. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Papagei keinen Sinn mit seinen Worten verbindet. Hier soll nur darauf hingewiesen werden, daß schon das Unterscheiden von Lauten an und für sich eine geistige Fähigkeit ist, die nur bei wenigen anderen Thieren, nie aber so ausgeprägt wie bei dem Papagei vorhanden ist, der darin schon dem Kinde gleicht.

Das Unterscheidungsvermögen wird sich um so mehr ausbilden können, je mehr es durch das Gedächtnis unterstützt wird. Die Papageien haben fast alle ein bewundernswertes Gedächtnis, und zwar erstreckt sich auch dieses besonders auf Laute und Wörter. Zwar auch sonst merken sich diese Vögel sehr genau jede schlechte Behandlung, die ihnen zu Theil geworden ist, sie erkennen den Schritt ihres Herrn, noch bevor dieser in's Zimmer gekommen ist. Sie müssen also ganz genau die Art des Geräusches, das sein Gehen verursacht, im Gedächtnis haben. Stimmenswerth aber ist es, welche Menge von Wörtern, von Sätzen, von Liedern, von Melodien die begabtesten dieser Thiere jederzeit herjagen und singen können. Sie behalten auch das Gelernte dann im Gedächtnis, wenn sie sich lange Zeit nicht mehr üben. (Schluß folgt.)

Haus und Hof.

Von Emil Rosenow.

Etwas besser stellen sich die Gehöfte der Bünenburger Gegend dar; Häuser, Hofraum, Obstgarten und der nächste schützende Eichen- oder Buchenbestand sind eingefriedigt. Die Wände der Wohnräume sind weiß getüncht, oft auch mit blau bemalten holländischen Fliesen bekleidet. In den selten Marktgemeinden sehen wir dann die primitivsten Bauernwohnungen. Aus Ziegeln sind die Häuser angeführt und die Fugen zierlich mit Mörtel ausgefüllt. Das Innere des Hauses zeigt jedoch die typische sächsische Anlage. Letztere ist selbst wieder zu erkennen in jenen Gegenden, die normal von Slaven bewohnt waren. Auch in Mecklenburg waren noch bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts alle Bauernhöfe nach altstädtischem Muster gebaut. Dagegen zieht sich in einem an den Rheinmündungen breiteren, später immer schmaler werdenden Streifen der Nordsee Küste entlang die friesische Bauart des Bauernhauses. Sie besteht, im Gegensatz zu der sächsischen Bauart, aus zwei Gebäuden, die aber durchweg wieder zu einer einheitlichen Anlage zusammengefaßt sind.

In Süd- und Mitteldeutschland tritt, im Gegensatz zu dem hallenartigen Hausbau der Sachsen, die fränkische Bauform in ihren verschiedenen Spielarten auf. Ihr Kern ist in Gallien zu suchen, und es spricht sich in der Bauform, in der strengen Ordnung menschlicher und thierischer Wohnstätte ein weiterer Kulturfortschritt aus. Zwischen Thüringen, Wald, Rhön und Main findet man heute hauptsächlich noch jene Gehöfte. Hier zerfällt die „Hofreite“, d. h. der Boden, auf welchem das Gehöft angelegt ist, in den bebauten und unbebauten Theil. Nach der Straße ist der Hof durch eine Mauer abgeschlossen durch die ein kleines Thor für die Menschen, ein großes für Thiere und Wagen in das Gehöft hinein führen. Dort haben wir zur Linken die Mistställe, den Schweinestall mit überbautem Hühnerstall, zu Rechten die Wagen, Wirtschaftsgeräte, Holzwarenräume, im Hintergrunde die Scheune, über dem Thor ein angenagelter Geier, Eule oder Fledermaus aus abergläubischer Furcht gegen Wetter schläge in dergleichen angebracht ist. Mit der Giebelseite nach der Dorfstraße erhebt sich links das Bauernhaus. Es besteht aus einem festen Unterbau, dem Hauptstock und der hohen, zugespitzten Dach. Kräftig hervortretend besteht nun der Hauptbau aus drei Grundrißteilen: der Stube sammt der Kammer, dem „Eru“ oder „Hausen“ sammt der Küche und dem Stall. Hinter dem Stall liegt, zur Seite der Scheune, der Garten. Mit unwesentlichen Aenderungen erstreckt sich dieser Typus des fränkischen Hauses über Rheinpreußen den Westerwald, die Pfalz, Oberhessen, Kurhessen, Thüringen, Franken, das sächsische Erzgebirge und einen Theil von Deutschböhmen. Eine Abart des fränkischen Hauses ist auch die Baude im Riesengebirge und das Haus des Siebenbürger Sachsen.

Zwischen den Thälern der Murz und der Rupa verliert sich die fränkische Bauweise und macht die alemannische Platz. Im Wesentlichen unterscheiden sie sich vom fränkischen Hause dadurch, daß an Stelle der in solchem herrschenden Dreitheilung eine Zweitheilung tritt. In der Dorfanlage erstreckt man völlig die Unterschiede der Bauart. Im Gegensatz zu der geschlossenen fränkischen Bauweise ist der alemannische Einzelhof frei in der Straße, wo der man unmittelbar in das Wohnhaus gelangt. Ein Hofraum ist nicht abgegrenzt und besonders Wirtschaftsgebäude stehen, wenn vorhanden, ungefriedigt auf der anderen Seite der Straße. Die alemannische Dorf besteht somit aus einzelnen Höfen, deren Gebiete frei liegen.

Wie das sächsische und das fränkische, so weicht auch das alemannische Wohnhaus viele Spielarten auf. Eine besondere Bauart zeigt es in Ost- und Westthüringen, wo man es bis in den Oberelsaß hinein trifft; dort weicht es dem romanischen Stil an der Donau, zwischen Ulm und Lindau, verschwinden die geschlossenen Wohnorte vor dem abhängigen Besitz des Hofbauern. Die Holzhäuser mit ihren niedrigen Stuben und die Scheunen tragen alle schon den Gebirgstypus an sich. All Holz an Hause ist bunt bemalt, Sinnsprüche aller Art sind überall eingeschmückt. Eng an die schwäbische Bauweise schließt sich das Wälder Haus an, überwiegend ein Holzbau mit ausgehauenen, ineinandergesetzten Räumen. Auch das Morallerger. Das ist noch ein alemannisches. Der Bau ist einfach und anspruchslos und die Wände zierlich mit rund geschnittenen, schuppenartig übereinander gefügten Schindeln bedeckt.

Auf der bayerischen Hochebene findet man dagegen eine von der fränkischen mehr oder weniger beeinflusste Bauweise, doch sind die Dörfer ausgebehnter und die Häuser geräumiger als bei den Bauern Mitteldeutschlands. Plump, massig, tief ist hier die Bauart. Da aber, wo die Amper bei Wilhelms die Würm bei Obermühlbach gegen die Ebene der Dachauer Mooses durchbricht, hat die Natur in letzten Male ein Stück wildromantischer Gebirgszenerie inmitten des Flachlandes improvisiert und genau in dieser Gegend tritt auch bei den Dörfern die Bauart des Gebirges, das Alpenhaus ein, obgleich bei den Nachbarn rechts und links noch weit hinaus die Bauart der Hügel- und Moosstriche gilt. (Miehl, „Land und Leute.“)



Copyright 1896 by Franz Hanfstaengl, München.

R. Knight: Im Hochsommer.

der Bau des Alpenhauses ist wieder so verschieden, daß sich nur der Haupttypus festhalten läßt. Unter seiner Einwirkung steht auch das Schwarzwaldhaus. Seine Bauart ist ziemlich einfach. Oft ist es selbst mit den Nägeln, völlig aus Holz aufgeführt. Das Dach, aus Stroh oder Schindeln, springt auf drei Seiten vor und berührt auf der Rückseite, da das Haus meist an eine Berglehne gebaut ist, die Erde. An der Vorderseite des Hauses läuft ein erhöhter, aus Blockhölzern hergestellter Boden entlang, die sogenannten „Brücke“, von der aus alle Zugänge des Hauses betreten werden können.

Die feinere Gessittung dringt nur so langsam vor, je höher und vereinsamer die Menschen wohnen. Daher kommt es, daß die auf der Höhegrenze errichtete Alm- oder Sennhütte noch die aller-einfachste und ursprünglichste Gestaltung des Hauses, das Blockhaus oder die „Rauhschube“, darstellt.

Geschichtlich bleibt nun noch eine letzte Art menschlicher Wohnstätten zu erwähnen: die Burgen. Sie haben seit dem frühen Mittelalter bis vor wenigen Jahrhunderten die Wohnstätte des Adels abgegeben. Was diese Wohnung von der des Bauern unterscheidet, ist der Zustand beständiger Verteidigung, in den sie versetzt war. Ihr Bau ist wieder ein derart verschiedener, daß größerer Raum notwendig wäre, um diesen eingehend zu schildern. Bau und Befestigung der Burgen richtete sich naturgemäß nach den Bodenverhältnissen ihrer Umgebung. Lag die Burg in der Ebene, so war sie meist vierseitig gebaut, unregelmäßig, mit dicken Thürmen, und als Hauptschutz hatte sie breite Wassergräben, über welche man auf der Zugbrücke in das Innere gelangte. Lag sie auf Höhen, so war der Graben trocken; hinter ihm erhob sich die steile, feste Burgmauer mit dem Bartsturm („Burgfried“). Dahinter lagen die sonstigen Burgbaulichkeiten. Nicht sonderlich wohllich mögen diese Burgen gewesen sein, und alle romantische Ritterlichkeit schranzt sich täglich zusammen, wenn wir eine Wanderung durch den dämperigen, feuchten, kalten, von Robertstutz oder Zugwinden heimgesuchten Burgbau antreten. Der „Burgfried“ war zumeist aus mächtigen, unregelmäßigen Steinquadern erbaut. Drei bis fünf Meter über dem Erdboden hatte er eine schwere, niedrige Eichenhür und einige Löcher, durch welche der etwa belagerte Ritter als Verteidigungsmittel siedendes Blei, Öl oder Wasser herabgoss. Das Erdgeschoss des „Burgfried“ enthielt das Gefängnis, ein licht- und luftloses Mordloch, in welches die unglücklichen Gefangenen von oben her, durch eine Falltür im Boden, hinabgelassen wurden. Von außen führte, vom Erdboden nach dem ersten Stockwerk, eine steile Holzleiter in die „Kammer“. Es war dies ein lange Zeit unheimlich geblicher Raum mit ein paar einen halben Meter breiten, glaslosen Fensterlöchern, welche der Burgfrau und ihren Mädchen als Schlaf- und Wohnraum diente. Daneben lag die „Küche“ mit dem aus einem Eisen gebildeten Herd, dessen Rauch beim geringsten Anstrich den ganzen Raum verpestete. Eine Art Hübscherleiter führte in das zweite Stockwerk, den „Palas“ oder Herrensaal. Hier saßen erkrankte ihn am Abend, und es war nicht ohne das der Johann, sondern Ruhe- und Schlafraum des Burgherrn und seiner Ehefrau. Ueber diesem Stockwerk lag der so oft besprochene „Säler“, ein leerer, kalter Raum mit einer Loggia für den Burgmann, einer schmalen Öffnung, durch welche man nach unten hinabsehen konnte, die Treppe herab. Es haben im letzten Jahrhundert die Burgen aus; man würde sie heute für unbenutzbar erklären. Damals aber war ihr Bewohner ein geschickter Mann. Doch alle Ritterromantik schranzt sich zusammen, wenn wir uns vorstellen, wie im Winter die Ritterfamilie während des Sturms den Säler durch die Fensterlöcher trieb. Glasfenster, größere Feuerstätten, Läden und Prunk kamen erst viel später auf.

Aus den Burgen, Bergen und Alpen sind bei uns die Städte entstanden, in deren Bauart und Befestigung alle Formen, das Geschloß, das Dorf, die Burg, zu finden sind. Es hat langer Zeiträume

bedurft, bis die Städte bei uns zu achtungsgebietender Höhe herangewachsen waren. Und auch dann sahen sie noch armelig aus, verglichen mit dem heutigen Zustande, und das Wohnen in der Stadt war, wie die hohe Sterblichkeitsziffer zeigt, höchst ungesund.

Noch im Anfange des 19. Jahrhunderts gab es in Deutschland keine Großstädte im modernen Sinne. Dann hat die Entwicklung der Industrie und des Handels das platte Land entvölkert und die Städte so riesenhaft gefüllt, daß der unaufhaltbare Zustrom neben seinem großartigen Nutzen auch schwere soziale Schäden geboren hat, als deren hauptsächlichster sich uns in erster Linie die großstädtische Wohnungsfrage aufdrängt.

In der Stadt steht die menschliche Wohnung Haus an Haus. Hängt sie in der ersten Zeit städtischer Entwicklung noch völlig mit der Uferwirtschaft zusammen, so sehen wir diese bald zurücktreten, bis sie völlig verschwindet und das Haus unabhängig von ihr wird. Jetzt ändert sich auch immer mehr seine Gestalt und Einrichtung. Es dient der handwerksmäßigen und händlerischen Tätigkeit. Von Jahrhundert zu Jahrhundert wird es höher, breiter, tiefer, sauberer, schmucker, massiver. Bald ist das vom Besitzer bewohnte Haus nicht mehr die Regel; die Mietwohnung wird das vorherrschende und gestaltet das Haus völlig um. Eine Vielheit von Familien zerlegt das tägliche Leben im Hause in ebenso viele Abteilungen, und am richtigsten würde man wohl den neuen Zustand bezeichnen, wenn man sagte: Das Miethaus ist eine Zusammenfassung vieler Familienhäuser. Die gleichen Interessen der Hausbewohner verbinden wiederum die Wohnhäuser der Stadt zu einem fast einheitlichen Ganzen und schließlich ist auch das lärmende Stadtleben in seinem ewig sich wiederholenden Einerlei das vergrößerte Hausleben.

Noch im 16. Jahrhundert war das Haus des jüdischen Patriziers eine feste Burg. Kehrt der stolze Herr, umgeben von seinen Hinterlassen, vom Rathhause zurück, dann war er in der Halle seines Hauses ein kleiner Fürst, und an der Tafel zeigte der Prunk den Reichtum des Hauses. Wie elend aber wohnte dafür der Hinterlassene. In einer schmalen Seitengasse, auf dem hinteren Theile des Grundstücks seines Patrons, hauste er in einer niedrigen, aus Fachwerk gebauten Hütte und verzehrte dort mit seiner Familie das ihm kärglich zugemessene Brot. Aber ist es heute im Wesentlichen anders und besser?

Wohl sind in unseren modernen Städten die engen Gassen verschwunden, und breit ist durch die niedrigeren alten Häuser die gepflasterte, asphaltierte, mit Bäumen bewachsene, mit Trottoirs versehene und Abends glänzend beleuchtete Straße geworden. Zu beiden Seiten erheben sich hohe Häuserbauten. Entweder sind es palast- und villenartige Gebäude mit niedrigen Vorgärten, breiten, hohen Terrassen, die die Luft voll einströmen lassen, oder es sind Miethäuser, in den Stockwerken Wohnungen, im Parterre die Verkaufsläden mit ihren glänzenden Auslagen. Die modernen Großstädte sind stolz auf ihre hygienischen Einrichtungen, ihre Wasserleitungssysteme, ihre Straßenreinigungen, ihre Abfuhrsysteme, ihre Beleuchtungsanlagen usw. Aber wie in früherer Zeit dem jüdischen Patrizier, so ist heute das Gnie des jüdischen Wohnungswezens nur dem Besizer von Vortheil; des Proletariats Wohnungswezen in den Großstädten gestaltet sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ungesünder, und man braucht kein Prophet zu sein, um zu erkennen, daß in absehbarer Zeit die Städte, genau so, wie sie gezwungen worden sind, mit den engen, winkligen Gassen unter schweren Opfern an- und abzubauen, genöthigt sein werden, auch die Anlage jüdischer Mietwohnungen völlig zu ändern. Heute folgt die Bauhätigkeit nicht mehr dem raschen Anwachsen der jüdischen Bevölkerungsziffer. Die Vertheuerung des Grund und Bodens, die Entstehung massiger, lediglich dem Geschäftstreiben gewidmeter Häuser im Innern der Städte, drängt die Wohnbauarbeiten immer mehr an die Peripherie und verursacht, daß sie im Preise theurer, in ihren räumlichen Verhältnissen schlechter werden.

Treten wir heute eine Wanderung durch unsere Großstädte an, so sehen wir in Haus und Hof äußerlich schon die ganzen sozialen Zustände unserer Zeit. Hier in diesen alten, stillen Straßen, deren Namen seit Entstehen der Stadt in ihrer Chronik zu lesen sind, etwas abseits von dem Lärm der Geschäftsstraßen, liegen die Patrizierhäuser. Es sind kleine Paläste, praktisch und geschmackvoll eingerichtet, mit Alles, bis auf Möbel und Deckenschmuckerei, zeigt, daß diese Häuser vielleicht schon Jahrhunderte stehen. Ihre Bewohner sind die Nachfahren der alten Geschlechter, deren Namen mit der Geschichte der Stadt verknüpft sind.

Gehen wir draußen in die gesünderen Viertel der Vorstadt, so sehen wir dort die Familien der Bornehmen der Stadt, meist freistehende Häuser, von Gärten umgeben, mit Kutschwohnungen, Stallungen, Wagenremisen, Gewächshäusern. In demselben Stadtviertel liegen die niedlichen Willen kleiner Rentiers. Mehr nach dem Innern der Stadt zu sehen wir dann die einfacheren Bürgerhäuser liegen, ältere Bauten, Reste der Zukunft, unten im Hause den Handwerkerladen, darüber die paar niedrigen Wohnstüben. Nicht lange mehr wird es dauern, so werden diese Häuser dem Fortschritt der Zeit. Schon erhebt sich zwischen ihnen das mächtige Fabrikantenhaus. Im Erdgeschoss sind die Comptoirräume, der geräumige Hof gleicht einem Marktplatz, oben im Vorderhaus sieht man die Wohnräume, in den Seitengebäuden sind die Werkstätten. Zwischen den Fabrikanten- und den Handwerkerhäusern aber erheben sich die modernen Mietshäuser. Im Erdgeschoss kleinere und größere Kaufläden mit Wohnungen, in den Stockwerken die Mietwohnungen, die vom Besizer in ganzen, halben und viertel Etagen vergeben werden, deren Mietpreis mit der Lage der Straße steigt und in denen der Aufenthalt infolge des geringen Luftwechsels, des Lärmens von der Straße nur wenig dem Ideal einer Wohnung entspricht. Je mehr man aber in die eigentlichen Geschäftsstraßen der Straßen kommt, desto mehr verschwinden auch alle diese Häuserarten, um dem modernsten städtischen Hause, dem Verkaufspalast, Platz zu machen. Bau an Bau schiebt es sich die Hauptstraßen entlang; fast scheint die ganze Front eine einzige Spiegelscheibe zu sein, während im Innern des Hauses die Waaren bis an die Decke aufgestapelt sind. Hier sehen wir die menschliche Wohnung völlig verdrängt.

Entsprechend dem Vorherrschenden der Geschäftshäuser in den Hauptstraßen werden die großstädtischen Arbeiterfamilien, denen die Entfernung der Arbeitsstätte verbietet, bis an die Peripherie zu ziehen, gezwungen, in Mietenwohnhäusern zu leben, die oft hundert Familien beherbergen und die, große Komplexe bildend, in ihren Vorder-, Seiten- und Hinterbauten bewohnt sind. Dies sind die Mietkaserne, richtige Großstadtplantzen, Herde des Glucks, der Krankheiten, Nothhöhlen der Gesundheit. Soweit ihrer Anlage nicht baupolizeiliche Verordnungen im Wege stehen, wachsen sie immer zahlreicher an den Straßen der Großstadt empor.

In den letzten Decennien entstand neben der Mietkaserne noch das Arbeiterwohnhaus, welches die immer brennender werdende Wohnungsfrage in den Großstädten lösen sollte. Doch braucht man sich nur die niedrigen Häuser der „Arbeiterkolonien“ am Saume der Städte, meist irgend einem industriellen Großbetrieb gehörig, zu betrachten, wie sie, rohe, einstöckige Ziegelbauten mit verkrüppelten Gemüsegärten, überzogen vom Rauch und Ruß der Fabrik, unfreundlich und schmutzig daliegen, um zu erkennen, daß sie keine Lösung der Wohnungsfrage darstellen.

Je riesenhafter das Häusermeer der Großstadt anschwillt, desto mehr wächst der Wunsch, zu anderen Zuständen zu gelangen. Der Drang, unsere menschliche Wohnung in engere Beziehung zu der Alles belebenden Mutter Natur zu bringen, ist schließlich der Hauptinhalt der Wohnungsfrage, die, als eine der wichtigsten sozialen Fragen, mit ihrem Kampfe unsere Lage erfüllt. —

Eine Chatsache.

Novelle von Rudyard Kipling. Autorisierte Uebersetzung von Leopold Lindau.

Einmal ein Priester, immer ein Priester; einmal ein Freimaurer, immer ein Freimaurer! Und wer einmal ein Journalist ist, muß für alle und ewige Zeiten Journalist bleiben.

Wir waren unser Drei, lauter Journalisten, die einzigen Fahrgäste auf einem kleinen Dampfer, einer Art Ozeanbummler, der überall hinkief, wohin ihn sein Besitzer schickte. Eine Zeit lang war er im Eisenerzhandel in Verbindung mit den Wilbaominen gewesen, dann hatte ihn die spanische Regierung für besonderen Dienst in Manila gechartert, und jetzt, in seinen alten Tagen, diente er im Kulihandel am Kap der Guten Hoffnung, mit gelegentlichen kleinen Abstechern nach Madagasgar und selbst nach England. Wir hörten, daß er auf Ballast nach Southampton gehen sollte, und wurden für einen Spottpreis als Passagier mitgenommen.

Meine Reisegefährten waren: Keller, von einer amerikanischen Zeitung, der von Madagasgar nach den Vereinigten Staaten zurückkehrte, und ein großer, bieder Holländer, Namens Zuyland, der Eigentümer und Herausgeber einer kleinen Zeitung irgendwo im Hinterlande von Johannesburg war. — Ich hatte mir freilich geschworen, ehe ich mich an Bord begab, mir Alles, was mit Journalismus zusammen hing, aus dem Kopf zu schlagen, als wenn ich nie den Unterschied zwischen einer gewöhnlichen und einer Stereotyp-Annonce gekannt hätte.

Zehn Minuten später, als Keller mich angerebet hatte, gerade als die „Nathmines“ aus dem Hafen von Kapstadt hinaus dampfte, hatte ich meine beabsichtigte vornehme Zurückhaltung aufgegeben und mich mit ihm in eine eifrige Auseinandersetzung eingelassen über das Unmoralische, Telegramme zu einer ungehörigen Länge auszudehnen. Zuyland kam jetzt auch auf Deck, und in wenigen Minuten waren wir alle gute Freunde geworden, nachdem es sich herausgestellt hatte, daß wir sämtlich ein und demselben Beruf angehörten und es einer weiteren Einführung nicht bedurfte. Wir nahmen von dem Schiffe Besitz, brachen die Thür des Badzimmers auf — die Dous auf der Manikalkante haben nicht —, reinigten die Badewanne von den Apfelsinenschalen, Zigaretten- und Zigarettenstummeln, die darin aufgehäuft waren, verschickten uns der Künste eines Kasbars, der uns unterwegs raffen sollte, und erkundigten uns schließlich gegenseitig nach unseren Namen.

Drei gewöhnliche Menschen würden sich aus reiner Langeweile vor der Ankunft in Southampton gezankt haben, aber wir Journalisten waren nichts weniger als gewöhnliche Menschen. Eine große Anzahl der Anekdoten, die man sich in der Welt erzählt, darunter die neunundneunzig, die man nicht vor Damen erzählen kann, und die hundertste, die man erzählen darf, sind gemeinsames Eigentum und haben einen gemeinsamen Ursprung. Dies Thema hatten wir bald erschöpft. Dann folgte eine lange Periode von ununterbrochenem Kartenspiel; darauf kamen wieder persönliche Erlebnisse an die Reihe: Schreckensereignisse unter zivilisierten Nationen, wo blinder, zügelloser Schrecken unter einer wahnwitzigen Menge die Oberhand gewinnt, wie auf der Brooklynbrücke, als Duzende von vernünftigen Menschen sich zu Tode brüden ließen, ohne eigentlich zu wissen, weshalb; Feuersbrünste mit erschreckten, mit Hilfe rufenden Gestalten in den glühenden Fensterrahmen; Schiffsbrüche bei Eis und Schnee, die man von dem mit Glatteis bedeckten Rettungsboot mit angesehen hatte; gefährliche Jagden hinter Diamantendieben, Handgemeine auf dem „Welbt“ oder in den Unterhandlungen mit den Boers; Anekdoten von dem verderbten politischen Leben in der Kapkolonie und dem Faustrecht im Transvaal; Kartengeschichten, Pferdegeschichten, Frauenzimmergeschichten zu Hunderten. Und der erste Maat, der mehr in seinem Leben gesehen hatte, als wir alle Drei zusammen, dem aber die Fähigkeit fehlte, seine Gedanken in Worte zu kleiden, saß mit offenem Munde bei uns bis zum frühen Morgen.

Dann nahmen wir wieder die Karten zur Hand,

bis eine gelegentliche Bemerkung Einem oder dem Anderen von uns Veranlassung gab, zu sagen: „Das erinnert mich an einen Mann, der“ oder: „an eine Geschichte, die...“ Und dann gingen die Anekdoten wieder los bis in's Unendliche, während die „Nathmines“ ihren Weg durch die warmen Gewässer nach dem Norden zu fortsetzte.

Eines Morgens, nach einer ungewöhnlich schwülen Nacht, saßen wir Drei unmittelbar vor dem Steuerhaus, wo ein alter schwedischer Matrose stand, der so that, als ob er unsere Erzählungen nicht höre. Wir bemerkten, daß Frithjof mehrmals das Steuerrad in ganz eigentümlicher Weise drehte. Keller, der auf einem großen, indischen Korbstuhl saß, hob den Kopf in die Höhe und fragte: „Was ist denn los, könnt Ihr denn nicht die richtige Fahrt kriegen?“

„Es ist irgend etwas im Wasser, was ich nicht sehe,“ sagte Frithjof. „Ich glaube, wir fahren bergab oder irgend so etwas. Das Schiff steuert sich schlecht heute morgen.“

Das innerste Wesen der großen Gewässer kennt Niemand. Manchmal kann ein unerfahrener Matrose, der seine erste Seereise macht, fühlen, daß der große, mächtige Ozean wie ein aufgetriebener Ball vor ihm steht und daß das Schiff sich einem hohen, unsichtbaren Berg hinauf quält, und manchmal sagt der Kapitän, wenn weber günstiger Wind noch voller Dampf die ungewöhnlich lange Strecke, die das Schiff zurückgelegt hat, rechtfertigen kann: „Das Schiff geht bergab.“ Aber Niemand hat noch entdeckt, woher dies Bergab und Bergab kommt.

„Das Wasser folgt uns,“ sagte Frithjof nach einer kleinen Weile hinzu, „und da ist immer schlecht steuern.“

Die See war so ruhig und glatt wie ein Ententeich, nur eine große, schwere, blige Dünung bewegte die mächtige Oberfläche. Ich beugte mich über den Bug, um zu sehen, wie die Strömung lief. Die Sonne glug bei vollständig klarem Himmel auf, ihre Strahlen berührten die Oberfläche des Wassers so scharf, daß man glauben konnte, die See müßte wie ein glänzend polierter Gong ertönen. Das Kielwasser und der kleine Streifen schäumenden Wassers, den das Log verursachte, waren die einzigen Bewegungen, die man auf der weiten Wasseroberfläche bemerken konnte.

Keller hatte sich schwerfällig von seinem niedrigen Sitze erhoben und war nach dem Heck gegangen, um sich eine der Manas zu holen, die unter dem aufgepannten Sonnenzelt zum Reifen aufgehängt waren.

„Frithjof,“ sagte er in seiner gleichgültigen Weise, „das Log ist müde geworden, die Leine hängt schlaff hinunter.“

„Was!“ rief Frithjof bestürzt, „die Vogleine hängt schlaff?“

„Ja.“
Ich beugte mich über Bord und sah, daß die kleine Schnur, die sonst immer straff über das Heck gezogen war, schlaff und locker am Backbord hinunter hing. Frithjof rief durch das Sprachrohr nach der Kommandobrücke hin, und von dorther wurde ihm geantwortet: „Ja, neun Knoten.“ Dann sagte Frithjof wieder etwas durch das Sprachrohr, was ich nicht verstehen konnte, und die Antwort war: „Was willst denn vom Kapitän?“ Frithjof rief zurück: „Auf ihn auf Deck!“

Zuyland, Keller und ich waren von Frithjofs Aufregung angestekt worden, denn dergleichen theilt sich an Bord schnell mit. Der Kapitän war auf Deck gekommen, sprach ein paar Worte zu Frithjof, sah nach der Vogleine und sprang auf die Brücke. Im nächsten Augenblick bemerkten wir, daß der kleine Dampfer, von Frithjof gesteuert, sich vollständig drehte.

„Fahren wir nach Kapstadt zurück?“ fragte Keller. Frithjof antwortete nicht. Er brauchte seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit, um das Steuerrad zu halten. Er winkte uns, ihm zu helfen, bis

die „Nathmines“ gehorchte, und plötzlich bemerkten wir, daß wir in unser eigenes Kielwasser hinabblicken konnten. Das schwere, blige Wasser stürzte an unserem Bug vorbei, obgleich wir nur mit halbem Dampf fuhren.

Der Kapitän streckte den Arm aus und schrie Frithjof etwas zu. Eine Minute später hätte ich selbst laut aufschreien mögen, denn ich sah, daß die eine Hälfte der See sich auf die andere Hälfte aufgeschirmt hatte und wie ein mächtiger Berg vor uns stand: ohne Schaumkrone, ohne Kamm, nichts als schwarzes, dickflüssiges Wasser mit kleinen, kränzelnden Wellen an den Seiten. Die unheimliche Masse kam auf uns zu. Jetzt war sie auf gleicher Höhe mit der „Nathmines“, noch ehe der Dampfer sich heben konnte, und ich sagte mir, daß dies wahrscheinlich meine letzte irdische Meile sein werde. Dann wurden wir in die Höhe gehoben, höher und höher und höher. Keller stand neben mir, todenbleich, und flüsterte mit zitternder Stimme: „Die Eingeweide der Tiefe, o Gott,“ und die „Nathmines“ stand auf dem Gipfel eines Wasserberges, dessen Abhang sich eine halbe Seemeile vor uns dahin streckte.

Jetzt glitten wir in diesen Abgrund hinunter, ein großer Theil des Schiffes unter Wasser, und die Luft roch feucht und schlammig, wie ein ausgeleertes Aquarium. Wir näherten uns einem zweiten Wasserberge — das konnte ich noch sehen — gleich darauf überfluthete uns die ungeheure Masse und warf mich gegen die Thür des Steuerhauses. Ehe ich noch Athem holen und das Wasser aus den Augen wischen konnte, bemerkte ich, daß wir in stark bewegter See hin und her rollten, und daß das Wasser in Strömen durch die Speigatten flüßte.

„Es waren drei Wellen,“ sagte Keller, „und das Schürloch ist voll Wasser.“

Die Heizer waren auf Deck gekommen und schienen nur darauf zu warten, zu ertrinken. Der Maschinenmeister kam und zog sie herunter. Die bestürzte Mannschaft wurde an die Pumpen befohlen. Nun schien es ja doch nicht so schlimm zu sein, wie ich gefürchtet hatte, und als mir klar wurde, daß die „Nathmines“ wirklich noch auf und nicht unter dem Wasser war, fragte ich, was denn eigentlich los sei.

„Der Kapitän meint, es sei ein Erdbeben gewesen — ein unterirdischer Vulkan,“ sagte Keller.

„Er hat uns aber nicht gewarnt,“ antwortete ich. Ich fühlte mich bitter kalt. Unter gewöhnlichen Verhältnissen ist Kälte in diesen Regionen völlig unbekannt. Ich ging hinunter, um die Kleider zu wechseln; als ich wieder herauf kam, fand ich Alles in dichten, weißen Nebel gehüllt.

„Haben Sie vielleicht noch irgend eine angenehme Ueberraschung für uns?“ fragte Keller den Kapitän.

„Das weiß ich noch nicht,“ antwortete er, „aber danken Sie dem lieben Gott, meine Herren, daß Sie am Leben sind. Die Fluthwelle ist von einem Vulkan heraufgeschleudert worden. Der Meeresgrund ist wahrscheinlich irgendwo einige Fuß in die Höhe gehoben worden. Was ich aber nicht verstehen kann, ist diese unnatürliche Kälte. Unser Thermometer zeigt 44 Grad, und wir sollten hier wenigstens 68 Grad haben.“

„Es ist ganz schauerhaft,“ sagte Keller, der vor Kälte zitterte. „Aber wollen Sie nicht mal auf das Nebelhorn achten, mir kam es vor, als ob ich etwas hörte.“

„Sie haben etwas gehört?“ schrie der Kapitän von der Brücke herab, „das glaube ich wohl.“ Er zog die Leine des Nebelhorns, aus dem nichts als ein gurgelndes Geräusch hervorkam, denn das Schürloch war voll Wasser und das Feuer war fast erstickt; endlich erklang ein gedämpftes Stöhnen. Aus dem Nebel heraus kam die Antwort von der fürchterlichsten, entsetzlichsten Sirene, die ich je gehört habe. Keller wurde blaß, und ich fühlte, daß ich es auch war, denn der Nebel, der kalte, weiße Nebel war

über mich gekommen. Man kann Niemand der Feigheit zugehen, weil er sich vor einer unsichtbaren wirklichen Gefahr fürchtet.

„Mehr Dampf!“ schrie der Kapitän in den Maschinenraum hinab, „mehr Dampf! Mehr Dampf für das Nebelhorn, und wenn wir überhaupt nicht vorwärts kommen!“

Unser Nebelhorn brüllte noch einmal. Das zurückgebliebene Wasser tropfte von dem Sonnenschild auf das Deck, während wir auf die Antwort warteten. Sie kam endlich, diesmal von hintenwärts und schien viel näher zu sein.

„Die Pembroke-Castle!“ jagte Keller mit einem hochhaften Ausdruck. „Sie will sich auf uns setzen — aber dann halten wir sie fest und ziehen sie mit uns hinunter.“

„Es ist ein Staddampfer,“ flüsterte ich ihm zu. „Hören Sie denn die Schaufeln nicht?“

Jetzt brüllten und tüteten wir nochmals, bis uns der Dampf ausging. Wir hörten in unserer Nähe ein eigentümliches Geräusch, als ob das Wasser wütend gepeitscht würde, und etwas, das grau und roth aussah, schoß im weißen Nebel an uns vorbei.

„Die Pembroke-Castle, Kiel oben!“ jagte Keller, der als Journalist gleich für Alles eine Erklärung verlangt hatte. „Das sind die Farben der Castle-dampfer. Wir haben eine großartige Geschichte für unsere Zeitungen.“

„Die See ist beheizt,“ jagte Frithjof. „Es sind zwei Dampfer.“

Eine zweite Dampfmaschine ließ sich jetzt hören, dieses Mal am Bug, und unser kleiner Dampfer rollte im Kielwasser von irgend etwas, das uns umgeben überholt hatte.

„Wir sind augenscheinlich inmitten einer ganzen Flotte,“ jagte Keller kaltblütig. „Wenn uns das eine Schiff nicht in den Grund bohrt, so wird es das andere thun. — Puh . . . was ist das?“

Ein widerwärtiger, scharfer, giftiger Geruch ver-

breitete sich in der eisigen Luft, ein Geruch, den ich schon früher einmal gerochen hatte. „Wenn ich an Land wäre,“ würde ich sagen, „daß Alligatoren in der Nähe sind. Es riecht nach Moschus,“ meinte ich.

„Nicht zehntausend Alligatoren könnten solchen Gestank verbreiten,“ sagte Zuyland.

„Behezt! Behezt!“ murmelte Frithjof. „Die ganze See ist beheizt. Sie hat sich umgedreht und wir fahren auf dem Grunde.“

Wiederum rollte die „Mithmines“ in dem Kielwasser eines unsichtbaren Fahrzeuges, und eine silbergraue Welle brach sich über dem Heck und hinterließ eine dicke Schicht von Niederschlag — eine grünliche Brähe, die von der untersten Tiefe des Ozeans heraufgehüllt zu sein schien. Einige Tropfen von dieser Welle schlugen mir in's Gesicht. Das Wasser war kalt, so eifig kalt, daß es mir weh that, als ob ich mit kochendem Wasser verbrüht wäre. — Die tobt, nie berührte Tiefe des Ozeans war durch einen unterseeischen Vulkan an die Oberfläche getrieben — das stille, eifige Wasser, das alles Leben tödtet und nach Verübung und Leere riecht. Der kalte, blasse Nebel und dieser unbefehrbliche, widerliche Moschusgeruch — es war über alle Beschreibung schrecklich und unheimlich. Wir zitterten vor Kälte und Aufregung.

„Die warme Luft, die auf das kalte Wasser fällt, bringt diesen Nebel,“ sagte der Kapitän ruhig.

„Das Nebelhorn, das Nebelhorn . . .“ rief Keller. „O wenn wir nur erst hier heraus wären!“

Das Nebelhorn schrie wieder, und weit hinter uns antworteten die beiden unsichtbaren Dampfmotoren. Aber ihr Heulen wurde lauter und lauter, bis es schien, als ob es den Nebel gerade über uns aneinander riß. Ich blickte mich tief, während die „Mithmines“ ihren Bug unter zwei sich kreuzende Wellen vergrub.

„O Gott,“ stöhnte Frithjof, „wären wir nur erst aus dieser Noth.“

„Wenn ein Lorpeboot und die Sirene eines

atlantischen Dampfers plötzlich verrückt geworden wären und das Boot sich von seinem Unterlösgerrissen hätte und einen Freund um Hilfe anrufen wollte, dann wäre es etwa möglich, daß es uns so erginge wie jetzt, sonst ist die Sache . . .“

Die letzten Worte erklangen auf Keller's Lippen, seine Augen schienen aus den Höhlen zu treten und die Kinnlade fiel ihm schlaff herunter. — Ungefähr sechs oder sieben Fuß oberhalb unseres Backbords, von Nebel umhüllt und frei, ohne Halt oder Stütze, wie der Vollmond — hing ein Gesicht. Es war kein menschliches Gesicht, auch nicht das eines Thieres, es gehörte nicht unserer Erde an. Der Mund war offen und zeigte eine winzige Zunge, so unverhältnismäßig klein wie die eines Elefanten; um die Mundwinkel waren tiefe, straffgezogene Falten von weißer Haut mit Fühlhörnern, wie die einer Barbe. Der Mund war zahlos. Aber das Schrecken-erregende des Gesichtes lag in den Augen, denn die waren blind und weiß — weiß wie ein geschabter Knochen. Dennoch zeigte dieses Gesicht, tiefgefurcht wie das eines Löwen in der assyrischen Skulptur, den Ausdruck von Wuth und Schrecken. Ein langes, weißes Fühlhorn berührte die Flanken unseres Schiffes, dann verschwand das Gesicht mit der Schnelligkeit einer Blindschleiche, die in ihren Bau schlüpft. Ich entsinne mich heute nur noch, daß ich, dem Großmast zugewandt, murmelte: „Aber wissen Sie, die Luftblase hätte ihm doch plagen müssen.“ Jetzt kam Keller zu mir, aschenbleich. Er steckte die Hand in die Tasche und brachte eine Cigarre heraus, biß die Spitze ab, ließ sie fallen, steckte seinen zitternden Daumen in den Mund und flüsterte in unheimlicher Weise: „Die Niesensackelbeere und der Froschregen! Geben Sie mir Feuer, geben Sie mir Feuer, Donnerwetter, geben Sie mir Feuer!“ Ein kleiner Tropfen Blut fiel von seinem Daumen auf das Deck. Ich achtete seinen Beweggrund, aber die Art, sich auszudrücken, erschien mir lächerlich.

(Schluß folgt.)



Sommersonne.*

Sommersonne küßt Deine Hand, Du kannst sie nicht befühlen — Sie wird so braun und warm einfließen weiß, So weiß wie Apfelblüthen.

Sommersonne küßt Deinen Mund, Du mußt es geschehen lassen — Er wird so roth, so beererroth, Und wolle einfließen verblassen.

Sommersonne küßt Deinen Leib, Du neigst Dich mit leisem Beben — Allüberall zur Sonne drängt So fruchtschwer das Leben . . .

Paul Kerner.

Im Hochsommer. Ueber den Rassen des Hales, auf den Gängen der Berge brüht die Hitze. Die Jenseitigen lassen die Strahlen der Sonne. Warum wir in einem Dampfbad in die Luft, daß der Körper erschläfft, der Geist die Lust verliert an Allen. Doch die Arbeit währet immer.

Was sagt er immer ein Mädchen. An dem Schilf, das unter der Gluth jauch geworden, an den perennierenden Stunden des Ganges dabei schreiet sie in ihren letzten Holzgähnen. Plötzlich zögert sie. Ihre Augen fallen. Sie erwidert sich der Szene nach auf dem Felde. Was er das noch einmal thut, mit einer Sametbahn, vor ihr und den Anderen, ist es aus zwischen ihnen. . . Ganz aus! . . . Die ein Ding geht es ihr durch's Herz. Was mit ihm, ohne das sie nicht leben kann? Die Hand mit dem schwarzen Begehren stellt herab, die Gasse wolbt sich. . . Aber, was es nur eine kurze Sametbahn war? . . . Er schreit ja mit allen Mädeln. . .

* Aus „Jehannistand“. Sommerlicher. Berlin und Leipzig. Schöner & Schöner.

Gleichviel! Dann hätte er nicht um sie anhalten sollen. Sie ist nicht die Erste, Beste, nicht Eine, die sich so etwas bieten läßt. . . Wenn sie hinaufkommt, wird sie ihn in's Gebet nehmen, und dann . . . Entweder — oder . . .

Rein lieber Gottfried, Du kriegst eine schöne, tapfere und gesunde Frau. Aber ihren eigenen Willen hat sie, und den wird sie auch behalten. Und Du wirst es eben leiden müssen. —

Die südafrikanischen Giftschlangen sind namentlich in den Burenrepubliken recht zahlreich. Dr. H. Küster, Dozent an der Lübinger Universität, der im Dienste des „Nothden Kreuzes“ den Transvaalkrieg bis zum Herbst 1900 mitgemacht, hat über die Tierwelt Südafrikas in seinem Buche „Unter dem heißen Nothden Kreuz im Südafrikanischen Kriege“ (Leipzig, S. Gitzel) verschiedene Aufzeichnungen gegeben. Ueber die Schlangen schreibt er: „Wenigstens die meisten sind giftig, und zwar gehören sie zu den gefährlichsten Giftschlangenarten, welche wir kennen. Die Familie der Giftnattern ist besonders zahlreich vertreten; zu ihr rechnen die Cobra, die Ramba, der schwarze Ringhals und andere. Die Cobra ist die afrikanische Spielart der Brillenschlange, welche in der ägyptischen Geschichte eine so große Rolle spielt. Die Buren nennen sie Gelbschlange, wegen ihrer der Steppe und dem Sande der Flüsse vorzüglich angepassten Färbung. Sie ist die häufigste aller südafrikanischen Schlangen; man trifft sie mit Regelmäßigkeit an den Flußläufen, doch flüchtet sie bisweilen auch den Wohnungen Besuch ab. Das größte Exemplar, welches wir gesehen haben, maß mehr als zwei Meter Länge und wurde von uns am Rhein bei Smaaldel getödtet.“

Die Cobra, so gefährlich sie sein kann, ist gutartig gegenüber der Ramba und dem schwarzen Ringhals. Die Ramba kommt im Freistaat nur an ganz vereinzelten Stellen vor; ihre eigentliche Heimat ist Natal und das Buschfeld von Transvaal und Portingiepich Opafrika. Sie ist eine Ramba-schlange von grauer bis schwarzer Färbung und erreicht sie für eine Giftschlange ganz ungewöhnliche Länge von drei Metern. Ich habe die Ramba einmal im Parksee gesehen; sie hing von einem Banne

herunter, wie eine schlanke, grüne Kanne, und ich erkannte meinen Irrthum erst, als ich nur noch einige Meter von ihr entfernt war.

Eine kleine, aber äußerst gefährliche Schlange ist der schwarze Ringhals. Diese Giftnatter sieht von Weitem etwa aus, wie unsere einheimische Ringelnatter. Ihr weißer Bauch trägt in der Gegend des Halschildes einen schwarzen Ring, der den Namen veranlaßt hat. Die Buren nennen den Ringhals „Spring- oder Spuckschlange“ und fürchten ihn mehr als alle anderen Giftschlangen. Glaubt sich der Ringhals gefährdet, so richtet er sich auf, öffnet den Maehen weit, spritzt einen Saft von sich, der aus Gift oder Speichel besteht, und nun heißt's schnell zuschlagen, denn der Ringhals springt, und zwar so schnell, wie die Buren berichten, den Reiter auf dem Pferde erreichen können.

Während man vielen Giftnattern ihre Gefährlichkeit nicht ansieht, da ihr schmales Köpfchen einen fast gutartigen Ausdruck zeigt, ist die Hauptvertreterin der Ottern in Südafrika, die Buffotter, ein abscheulich häßliches Thier. Sie ist gegenüber den schlanken Giftnattern auffallend plump und dick; der große, herzförmige Kopf mit den gelben Augen, deren schlichte Pupillen das Nachthier verrathen, sieht geradezu unheimlich bösshaft aus. Und doch ist sie eigentlich weniger gefährlich als die Giftnattern, weil sie ein derartiges Phlegma besitzt, daß sie, bei Lage wenigstens, nur dann beißt, wenn man direkt auf sie tritt. Der Biß ist allerdings äußerst gefährlich, bei großen Thieren fast unbedingt tödtlich, denn die vier Giftknoten der Buffotter haben eine Länge von 1,5 bis 2 Centimetern und durchdringen den stärksten Stiefel, während die kleinen Giftzähne der Cobraarten schon von einer mittelbilden Gamasche abgefahten werden.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Bauhstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!